



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Draußen, draußen, raunte ich ihr zu.

Sie zog gleich das Tuch über den Kopf, und wir marschierten ab, ich voran, sie hinter mir. Kaum waren wir im Freien, so hörte ich, wie die Tür verschlossen wurde. Die Schichtepin begann in diesem Augenblick zu reden, ich aber setzte meine Beine in Bewegung und war mit wenig Schritten auf dem Vorplatz und auf der Straße, wo ich weiterannte, ohne mich umzusehen. Ich lachte und hielt erst an, als ich wieder das Ufer erreicht hatte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politisch-anthropologische Zukunftsträume. Ich war ermüdet nach Hause gekommen. Allerlei Widerwärtiges hatte mich in meiner Arbeit gehemmt. Wie sind unsre Lebensverhältnisse doch verwickelt! ja sie werden immer verwickelter. Und die Sorgen der vertieften naturwissenschaftlichen und sozialen Bildung! In absehbarer Zeit wird Übervölkerung eintreten. Der Kultur Mensch verbraucht seine Nerven unheimlich schnell. Überall grinst dem Vorurteilsfreien aus fröhlichem Lachen und roten Wangen die erbliche Belastung entgegen. Da ist es mir wie ein erfrischender Ausblick in eine neue Welt, in der alles, was unser öffentliches Leben „durchquert“ und holprig und sorgenvoll macht, geordnet und geglättet erscheint, wenn ich Buhmanns „Politisch-anthropologische Revue“ in die Hand nehme. Da wird mit unbeirrter, selbstzufriedener Konsequenz auf biologischer Grundlage ein neuer Staat, eine neue Bildung, eine neue Sittlichkeit entdeckt. Alles klärt sich, die Staatsordnung, die sozialen Fragen, die pädagogischen Probleme. Die Welt von vermeintlichen Idealen, mit denen sich der Kultur Mensch noch quält, erweist sich als eine Welt von Gespenstern und von Illusionen. Alles gründet sich auf „politisch-anthropologische Tatsachen.“

Und so wandten sich auch jetzt meine Gedanken unter dem Eindruck dieser weiten Ausblicke ab von der unerquicklichen Gegenwart. Wie wohlgeordnet könnte doch unser Staatsleben sein, ohne Parlamentarismus, ohne überflüssige Reden, ohne Obstruktion, ohne Schulquälerei, wenn wir uns auf biologischer Grundlage einen anthropologischen Bienenstaat oder Ameisenstaat begründen könnten, alles wohlgefügt ohne sentimentale Rücksichten. Unwillkürlich drängt sich mir dabei die Erinnerung an manche Wanderung durch das mustergiltige Gestüt im ostelbischen Trakehnen auf. Für die Erziehung der Menschenjugend scheint ja in seinen Gefilden manches noch zu wünschen zu sein; das sind eben atavistische Erscheinungen. Aber in der Pferdezucht feiert allerdings die „zielbewußte“ Züchtungsmethode glänzende Triumphe. Wenn wir in den lichten lustigen Ställen, Pferdesalons könnte man sie nennen, die edeln Rasse musterten, wurde das Auge gefesselt durch die Tafeln, die ihre Abstammung sei es von englischen Rassepferden, sei es von arabischem Vollblut angaben. Man wußte sofort, was von ihnen zu erwarten stand. Und dann gings hinaus auf die Vorwerke. Da waren die einzelnen Jahrgänge nach strenger Auslese gesondert, um dann weiter in steter Sichtung dem Alter der Leistungsfähigkeit entgegengezüchtet zu werden. Die jährigen Fohlen, die ältern Jahrgänge — jede Gruppe hatte, man möchte sagen, in ihrem Zusammenleben ein eignes Selbstgefühl, als wollte sie dartun: seht, wie sind wir so vorsorglich gezüchtet und so angemessen eingeordnet; jedes an seinem Platze. Und weiter — merkwürdig, wie ich so hinwanderte, dehnte sich vor meinen Augen eine neue Stadt unabsehbar weit über die Ebene aus. Die hatte ich noch nicht gesehen. Lauter gleichförmige, langgestreckte niedrige Gebäude in geraden Straßen, die konzentrisch auf einen weiten Platz

führten. Auf diesem türmten sich, mit phantasiereich geschweiften Ornamenten geziert, deren Motive an Schlingpflanzen, Sumpflilien und Schlangen erinnerten, mächtige Bauwerke auf. Ein Zentralbau mit kühn geschweiften Kuppel überragte sie alle. Von ihm gingen strahlenförmig Hallengänge aus, die zu den stolzen Palästen führten.

Das war alles neu und wunderbar. Schon die lange Straße, durch die ich dem großen Rundplatz zuelte, war so fremdartig. Ein Haus wie das andre, als wären sie alle gleichförmige Abbilder eines Musters, wie auf höhern Befehl hergestellt, streng abgemessen und abgezählt. Aber ich hielt mich nicht dabei auf. Mich zog zum Mittelpunkt.

Da stand ich vor dem hochstrebenden Kuppelbau. Mit Riesenlettern prangte darauf die Inschrift: Zentraldirektorium für „Höherzüchtung der Menschenrassen.“ Eine weitausladende Freitreppe führte in die offene Halle. Niemand verwehrte den Eintritt. Und ich war nicht mehr allein. Männer und Frauen, alle nach gleichem Schnitt, aber in verschiedenen Farben gekleidet, strömten aus und ein. Keiner achtete auf mich. Es war, als wenn sie sich nach gleichmäßigem Rhythmus fortbewegten. So trat ich unbemerkt ein. Gegenüber dem Eingang füllte ein ungeheures Mosaikbild die Wandfläche. Es erinnerte mich an den Kampf der Götter mit den Giganten, der den Zeusaltar auf Pergamon schmückte, aber — es stellte den Sieg der Titanen und ihrer Genossen über die lichten Olympier dar. Unter dem Keulenschlag des Kronos sank Zeus vom Thron, Athene floh vor Japetus, und Python verschlang den Apollo. Was war das? Ich wagte einen Greis, der neben mir stand, zu fragen. Er sah mich durchdringend an. Das weißt du nicht? Das ist der Sieg der Wissenschaft über die Illusionen. Und dort, zur Rechten und zur Linken, so fuhr er fort, siehst du die Erzbäter der reinen Rassenzüchtung. Er zeigte auf eine Reihe von Riesenbüsten; sie erinnerten an den Kolossalkopf bei der Pyramide des Cheops. Da sah ich trotz der übermenschlichen Dimensionen manche bekannten Züge. Im Mittelpunkt Darwin mit seinen unbuschten tiefliegenden Augen und seinem sich weit vorschleudenden Unterkiefer, neben ihm Ibsen, das grimmige Apothekergesicht. Auch Ludwig Büchner, Karl Voigt, Ernst Häckel hoben sich aus der unabsehbaren Reihe von „Wahrheitsmenschen“ ab.

Mächtig packte mich der Eindruck. Das ist ja eine neue Welt. Der Forschungstrieb überwältigte mich. Aber wie mich zurecht finden? Von der Zentralthalle führten die Korridore nach allen Seiten. Über den Ausgängen waren Tafeln befestigt: Zum Direktorium für die Entwidderung der erblich Belasteten, zum Direktorium der Arbeitsverteilung, der Berberzeugungungen, der Volksernährung, der Zuchtwahl und der Rassenauslese. Überall hin zog mich. Aber eins nach dem andern, und mit dem Anfang muß man anfangen.

Ich betrat den Hallengang, der zum Direktorium der Zuchtwahl und der Rassenauslese führte. Die geschlossene Wand war mit Drudenfüßen geschmückt, dem Symbol der Urzelle, die ja der geheimnisvolle Urgrund ist von allem, was da lebt und webt. Darunter reiheten sich unabsehbar in kristallinen Phialen genial hergerichtete Präparate von Embryonen, immer in mehreren Exemplaren, um Züchtungs-differenzen zu veranschaulichen. Häckels berühmte Embryonentafel schien der Anordnung zu Grunde zu liegen. Die Gruppe der Schweinsembryonen und der Menschenembryonen stach besonders in die Augen. Wer konnte bei ihrem Anblick die wenn auch abgestufte Gleichheit der Organismen dieser beiden Spezies von Säugetieren leugnen? Gewiß, das war zwingender Anschauungsunterricht. Doch weiter, weiter — was werde ich noch alles heute lernen!

Der Hallengang mündete wieder auf eine Rotunde, in der sich rechts der Eingang zum Direktorium der Zuchtwahl, links sich der zum Direktorium der Rassenauslese oder, wie der wissenschaftliche Ausdruck lautet, des „biologischen Auslesemechanismus“ öffnete. Ich hatte es gut getroffen. In beiden Direktorien war heute einer der großen Tage, wie die Anschläge an den Portalen bewiesen. Hier las ich: „Märtag. Alle männlichen Individuen in der Altersstufe von

28 bis 35 Jahren und alle weiblichen in der Altersstufe von 18 bis 25 Jahren haben sich zur Vollziehung der Geschlechtsverbindungen von zehn Uhr vormittags ab einzufinden. Zur Deckung der Ausfälle sind zweihundert Paare zu küren." Gegenüber prangte ein anderer Anschlag mit der Aufforderung, alle Kinder im Alter von fünf Jahren behufs definitiven Entscheids über ihre Züchtungseinordnung vorzustellen.

Ich wandte mich zur Rechten. In einem langgestreckten Saale, dessen Wände mit Altenschränken verdeckt waren, saßen in langen Reihen einander gegenüber die Jünglinge und die Jungfrauen, alle mit Nummern versehen. Durch farbige Abzeichen schieden sich einzelne Gruppen aus. Sie entsprachen den verschiedenen Klassen der Auslese. Nach diesen war die Rangordnung bestimmt. An der Duerseite stand eine Tafel für die Kürherren. Da saßen sie, kahle Schädel, die auffallend breit und hoch waren, auf dürrig schmalen Schultern. Gewiß, bei ihnen lag der Schwerpunkt des Lebens in der Intelligenz. Ihre Augen blickten scharf und durchdringend, als schauten sie die Natur ohne Schleier.

Eben wurden zwei Nummern aufgerufen. Ein Jüngling und eine Jungfrau erhoben sich, erstklassige Züchtungsprodukte. Stellen wir die Abstammung fest und die politisch-anthropologischen Tatsachen der Züchtungsperiode, sagte der Vorsitzende mit eigentümlich näselnder matter Stimme. Er war offenbar von der schon geleisteten Arbeit recht abgesspannt. Diener schleppten aus den Altenschränken zwei Faszikel heran. Es steht nichts im Wege, daß sie sich zusammentun, keine erbliche Belastung, keine Naturdefekte. Wir dürfen hoffen, daß die Rasse durch ihre Mit-tätigkeit sich hebt. Die beiden reichten sich die Hände. Es wurde ihnen in Distrikt IV, Straße 6, Haus 127 eine Familienwohnung durch Zertifikat angewiesen, und sie entfernten sich. Es folgte ein andres Paar. Hier ging die Entscheidung nicht so glatt von statten. Beim männlichen Teil fanden sich Beanstandungen. In den Züchtungsakten waren Spuren anthropologischer Geringswertigkeit vermerkt, ein gewisser Hang zur Absonderung, zu Träumereien. Er wurde zurückgestellt als ungeeignet, „im Züchtungsprozeß des Volkes mitzuhandeln (dem Staate neue Staatsbürger zuzuführen).“ Eine andre Nummer ersetzte ihn, die sich als geeignet erwies. Und so gings fort. An meiner Seite stand wieder der Graubart, mich still beobachtend, als wäre er mein Mentor. Mir entschlüpfte, obgleich ich die Empfindung hatte, ich müßte mich jeder Kritik enthalten, die Frage: Aber werden die Paare denn so einfach zusammengesetzt, ohne daß man nach ihrer Neigung fragt? Gewiß, antwortete er mit überlegener Bestimmtheit. Die Neigung ergibt sich eben aus der durch die Züchtung erzielten Gleichartigkeit der Lebenskräfte ganz von selber.

Wie einfach und wie einleuchtend! Aber wie wird diese Gleichartigkeit herausgearbeitet? Mich verlangte es, einen Blick zu tun in die Praxis des „biologischen Auslesemechanismus.“

Das war ein andres Bild. In dichten Gruppen standen die Mütter mit ihren Sprößlingen beieinander. Bis zum fünften Jahre nämlich bleiben die Sprößlinge in der Pflege ihrer Erzeuger. Einer nach dem andern wurde nach der Folge der ihnen zugeteilten Nummern vorgeführt, um nach seinen Qualitäten eingeschätzt und dann den einzelnen Züchtungsabteilungen zugewiesen zu werden. Das geschah nach exakter Methode. Zuerst befragte man die Ursprungsregister, um zu ermitteln, ob etwa Anzeichen erblicher Belastung oder spontaner Entartungen vorlägen. Sodann wurde die Schädelmessung vorgenommen. Sie gab den Entschcheid; denn ihr Verfahren war so vervollkommenet, daß mit mathematischer Sicherheit aus der Schädelbildung und Schädelweite die Begabung und die Leistungsfähigkeit des Kindes festgestellt werden konnte. Nur über die Art und Spannkraft der Triebe, unter deren Einwirkung es stand, konnte man in Zweifel bleiben. Aber im allgemeinen hatte die rationelle Überwachung der Fortpflanzung die Affekte, die den atavistischen Kulturmenschen früher anhafteten, schon soweit gereinigt und beseitigt, daß sie einem sichern Funktionieren des intellektuellen Mechanismus bei erstklassigen Züchtungen nicht mehr hinderlich waren. Nur selten stieß man bei den Messungen auf bestimmte Merkmale von „anthropologischem Proletariat.“

Auf Grund dieser exakten Befunde, die außerordentlich schnell aufgenommen wurden, erfolgte die Klassenabsonderung für die weitere Ausbildung. Die Kraftmenschen, die Kopfarbeiter, die Entdecker und Erfinder der Zukunft, die Handarbeiter, die Ackerbauer wurden auf Grund untrüglicher biologischer Auslese besondern Abteilungen für die weitere Behandlung überwiesen. Dabei fiel mir auf, daß es besondere Freude erregte, wenn eine der Meßautoritäten ausrief: Hier ein Sechsfinniger. Ein Wesen mit sechs Sinnen? Wie sah das aus? Ein zartes Geschöpf wird von seiner Mutter mit freudestrahlendem stolzem Gesicht der kleinen Schar, die für das Übermenschentum auserlesen waren, zugeführt. Da standen sie — schwächliche, zarte Glieder —, ob die Beine wohl den Körper tragen können? Der Kopf, fast wie ein umgestülptes Dreieck nach oben sich weitend, Mund, Nase verkümmert, aber die Ohren zu großen Muscheln gedehnt, die ständig vibrierten. Alles beherrschte der Schädel, der wie ein übergroßer Dachgiebel das zusammengedrückte Gesichtchen überragte. Mund, Nase fielen mir besonders auf. Kann der Mund noch mit Behagen kauen? Kann diese verengte Nase noch riechen? Ist auch nicht nötig, hörte ich von der Seite. Da stand wieder der Greis. Der muß meine Gedanken gelesen haben. Siehst du nicht ein, sagte er lebhaft, daß kein Fortschritt ohne Einbuße bleibt? Gewiß, der Geschmackssinn und der Geruchssinn sind bei den Sechsfinnigen fast erstorben — diese überlassen sie den Geschöpfen niedrer Ordnung. Dafür aber sind sie Telepathen. Was die Antipoden tun, das wissen sie, ohne es zu sehen. Den Witterungswechsel auf dem Mars können sie mit innerer Wahrnehmung verfolgen. Was du jetzt denkst, was irgendwo auf dem Erdenrund erlebt, gedacht, erstrebt wird, das vermögen sie mit dem sechsten Sinn zu erfassen. Der sechste Sinn — das ist das glänzendste Zeugnis für die Allgewalt der rationalen Menschenzüchtung. Und dann das Gehör. Ihr unendlich verfeinertes Gehör vernimmt auch die Wundertöne der Sphärenmusik. — Und sie schmecken nichts, und sie riechen nichts! Das sind ja die reinen Kunstprodukte, die armen Würmer!

Kaum waren mir diese Worte entchlüpft, da erhob sich der Greis und rief mit drohender Stimme: Halt, wer bist du eigentlich? Du redest wie einer, der dem rückständigen anthropologischen Proletariat angehört, und doch scheinst du etwas andres. Wie hast du dich hierher verirrt? Ich fühlte mich plötzlich fortgerissen in einen dunkeln Raum. Das Hirnsdioptrikum her, rief der Greis. Gräßlich, ich wurde den Strahlen des Hirndurchleuchtungsapparats ausgesetzt und erblickte das Innere meines Schädels auf der Wandfläche, alle Windungen, alle die durchwirrten unüberschaubar verschlungenen Nervenknäuel — alles riesengroß, das kleine Hirn sich wie eine hundertjährige Eiche ausbreitend, die Nervenfasern wie Anfertae, die Windungen des großen Hirns wie Gebirgstäler. Und was ist das? Überall drängen sich Bilder hinein in das Nervengeflecht und massige Aufhäufungen von Bildern, die sich an einzelnen Stellen abgelagert haben wie geologische Schichten — alle Bilder unendlich klein und doch unheimlich deutlich, eins neben dem andern oder mit dem andern verwachsen, alles in zuckender, stoßender, sich kreiselder und kreuzender Bewegung. Wahrhaftig, alles, was ich erlebt habe und gedacht und gefühlt, meine Dummheiten und meine Kraftleistungen, meine Ideale und meine Heimlichkeiten — alles, alles wimmelt und kribbelt vor aller Augen auf der Wandfläche. Ein schrilles Hohngelächter schlägt mir ans Ohr. Seht, das ist ja ein Kabinettstück von atavistischem Illusionismus. Der Mensch gehört in die Entwürfungsabteilung, sonst stört er mit seinen Illusionen von sittlicher Freiheit und von Menschenrechten und Idealen unsre Ordnung. Mich ergreift eine unbeschreibliche Angst. Von allen Seiten drängen leuchtende Großschädel auf mich ein, deren Augen herausquellen wie die Augen der Teleskopfische. Ich schreie mit aller Kraft auf und schlage mit den Armen um mich — — — da fühlte ich eine weiche Hand auf meiner Stirn. Ich sprang auf, riß die Augen auf, rief mir die Stirn. Vor mir stand meine Frau und sah mich besorgt an: Was hast du, was quält dich? — Gottlob, ich hatte nur geträumt!

H.

Preußische Toleranz vor Friedrich dem Großen. Ein schönes Beispiel religiöser Toleranz aus dem vorfödericianischen Preußen lesen wir in den „Quellen und Forschungen, herausgegeben vom königlich preussischen historischen Institut in Rom“ 1902, S. 125 ff. Es beweist, daß, wenn auch Friedrich der Große erst den Katholiken in den rein evangelischen Provinzen Brandenburg und Pommern eine freie Bewegung im größern Stile gewährt hat, seine Vorgänger im allgemeinen es an Entgegenkommen gegenüber der katholischen Kirche nicht haben fehlen lassen. Des großen Friedrichs Ahnen fühlten wohl, daß wahre Frömmigkeit Toleranz gegenüber Andersgläubigen verlangt, im Gegensatz zu dem römischen Stuhl, der heute noch den Glauben des deutschen Kaisers und Königs von Preußen, der noch dazu eine eigne Gesandtschaft bei ihm unterhält, als „Ketzerei“ bezeichnet, und dessen Preßorgane Konvulsionen bekommen, weil St. Peter auf protestantische Kirchen in Rom schauen muß. Max Lehmann sagt von Friedrich Wilhelm dem Ersten (Preußen und die katholische Kirche, I S. 408), daß es sein religiöses Gemüt unerträglich fand, einem andern die Mittel zu religiöser Erhebung zu versagen, mochten diese auch immerhin von einer fremden, ja feindlichen Kirche gereicht werden. Das von Walter Friedensburg in den „Quellen und Forschungen“ publizierte „Denkmal preussischer Toleranz im achtzehnten Jahrhundert“ (aus der Bibliothek Corsini; Ranke hatte schon darauf hingewiesen) ist eine Bestätigung dieser einzig und allein frommen Gesinnung, die in der Toleranz liegt, von unverdächtigster katholischer Seite herrührend. Es sind Missionsberichte katholischer Ordensgeistlicher aus Preußen vom Jahre 1730, von dem päpstlichen Nuntius in Wien zusammengefaßt und in italienischer Sprache dem Staatssekretär nach Rom übermittelt. Der Anfang lautet in Übersetzung: „Aus den Relationen der Missionäre verschiedner Orden, die sich in den Staaten des Markgrafen von Brandenburg aufhalten und die von den günstigen Dispositionen berichten, die der Markgraf gegenüber der katholischen Kirche erkennen läßt, sodas sie sich in allgemeinen freier Religionsübung erfreuen kann, namentlich in Berlin, Potsdam, Spandau, Halle und Hammerleben (Kloster im Halberstädtischen), und daß es jedem Häretiker erlaubt ist, frei zum katholischen Glauben überzutreten, was auch zahlreiche Konversionen im Gefolge hat.“ Aus den darauffolgenden Spezialnachrichten sei bemerkt, daß der Markgraf von Brandenburg in Berlin, Potsdam, Spandau auf seine Kosten katholische Missionäre unterhält und denen Berlins erlaubt, mehrmals im Jahre bis zur schwedischen und zur polnischen Grenze zu reisen, damit sie der militärischen Seelsorge für die katholischen Truppen nachkommen können. Dabei wird noch hervorgehoben, daß der Gottesdienst auf den „piu onerovoli“ Plätzen und Straßen auch der Stadt Berlin abgehalten werden darf. Desgleichen ist die katholische Fürsorge für die Kranken, Gefangnen und zum Tode Verurteilten geregelt und eine religiöse Erziehung der Soldatenkinder gesichert. Die zwei Dominikaner in Potsdam erhalten jeder jährlich 300 Imperiale als Gehalt und haben die Pflicht, für Beichte (drei- bis viermal obligatorisch) und Gottesdienst der Soldaten zu sorgen, auch die säumigen anzuzeigen. Und daß dabei nicht allein an die durch die Ausübung der Religion zu sichernde militärische Erziehung und Disziplin gedacht wurde, beweist der Umstand, daß an den verschiedensten Stellen eigne katholische Kapellen errichtet wurden, so in Magdeburg, Frankfurt a. O., Aldersleben, Althaldensleben und in Marienstuhl-Egeln, wo früher für die beiden Konfessionen gemeinsame — namentlich die Cistercienserinnen peinlich berührende — Gotteshäuser bestanden hatten. Und nicht genug kann der Ordensbericht loben, daß dem Abt Martinus von Neuzell, einem Cistercienser, die Kapelle des königlichen Schlosses in Berlin eingeräumt wurde, damit er dort mit allem Prunk und der vom Fürsten zur Verfügung gestellten Musik das Hochamt abhalte, und daß das große kirchliche Schauspiel am zweiten Pfingsttage in Potsdam wiederholt wurde. „Und zu beiden feierlichen Amtern hatte sich der Markgraf mit seiner ganzen Familie in größter Bescheidenheit eingestellt und wegen der großen Anzahl der Katholischen die Vergrößerung der Kirche angeordnet, er, von dem man doch sicher

sei, daß er der katholischen Religion als solcher nichts weniger als geneigt sei.“ — Zum Schluß wünscht man dem Fürsten, von dem noch mancher Vorteil für die Katholiken zu erwarten sei, langes Leben; denn um 1730 haben die Ordensgeistlichen schon erkannt, daß der Erbprinz einen eignen, ihnen nicht so genehmen Weg gehn könnte. Sie fürchten für den katholischen Glauben von dem Nachfolger: es war der, der jeden nach seiner Façon selig werden ließ, Friedrich der Große. m.

Das geistige Eigentum an der Arbeitsmarktstatistik. Am 1. April 1902 ist auf Grund des Staatsgesetzes für 1902 im Kaiserlichen Statistischen Amt eine besondere „Abteilung für Arbeiterstatistik“ errichtet worden. Sie ist an Stelle der früheren „Kommission für Arbeiterstatistik“ getreten, und man hat ihr dadurch eine Ausnahmestellung zu geben gesucht, daß der Präsident des statistischen Amtes im Staatsgesetz selbst als der Leiter dieser neuen Abteilung bezeichnet worden ist. Daß der neugeborenen oder vielmehr noch zu gebärenden amtlichen Arbeiterstatistik in dieser Weise gleichsam der erste Rang unter den Zweigen der Reichsstatistik verliehen worden ist, erklärt sich hinreichend aus dem Drängen der Reichstagsmehrheit — von links gerechnet —, deren sonst sehr verschiedenen Bestandteile sich seit Jahren als Liebhaber einer schnellen Sozialreform den Rang abzulaufen suchen. Es war aber vielleicht ganz gut, daß der Bundesrat diesem Drängen nachgegeben hat. Die Verstaatlichung der Arbeiterstatistik in ihrem ganzen Umfange gibt jedenfalls die beste Gewähr gegen mancherlei Unheil, das gerade auf sozialem Gebiet die Privat-, Partei- und Klassenstatistik anrichten kann; ganz abgesehen von der anerkannten Unzweckmäßigkeit der vom Statistischen Amt getrennten Kommission für Arbeiterstatistik, und vollends abgesehen von dem großen positiven und praktischen Wert, den die amtliche Arbeiterstatistik für das ganze moderne Staats- und Wirtschaftsleben gewinnen muß, sobald sie nur erst durch ihre sachverständigen und hingebenden Pfleger aus ihrem jetzigen embryonalen Zustande zu einem selbständigen, handgreiflichen Dasein ausgetragen sein wird. Viele Schwierigkeiten und Schmerzen sind bis dahin freilich wohl unvermeidlich.

Zu den von der verstaatlichten Arbeiterstatistik verlangten Leistungen gehörte vor allem die Herausgabe einer Zeitschrift, die unter anderm auch möglichst umfassende und zuverlässige Veröffentlichungen statistischen Materials über die Lage des Arbeitsmarkts gibt, wie sie einige ausländische Staaten schon seit mehreren Jahren zu geben versuchen. Eine solche Zeitschrift soll nun nach den schon veröffentlichten „Drucksachen des Beirats für Arbeiterstatistik“ (Verhandlungen Nr. 1 und 2) vom 1. April dieses Jahres an erscheinen. Die Verhandlungen (vom 22. Oktober und 13. Dezember 1902) legen Zeugnis ab von der Gewissenhaftigkeit, mit der sowohl die neue „Abteilung für Arbeiterstatistik“ als auch der ihr beigegebne „Beirat für Arbeiterstatistik“ bei der Herausgabe der neuen Zeitschrift allen Anforderungen gerecht zu werden bemüht ist, leider aber auch von Mörgeleien, durch die man in der Presse die Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, zu verschärfen versucht. Diese Versuche betreffen im besondern die Arbeitsmarktstatistik, müssen aber im Interesse einer gedeihlichen Entwicklung der deutschen Arbeiterstatistik überhaupt auf das entschiedenste zurückgewiesen werden, zumal da sich auch Blätter wie die Frankfurter und die Bessische Zeitung dazu haben mißbrauchen lassen.

In der Sitzung des Beirats vom 22. Oktober (Drucksache Nr. 1) wurde dem Beirat von seinem Vorsitzenden, dem Präsidenten des Kaiserlichen Statistischen Amtes, ein „vorläufiger Plan für die Zeitschrift“ unterbreitet. In den ihm beigelegten „Bemerkungen“ heißt es wörtlich:

Besonderer Wert wird auf die Herstellung einer regelmäßigen amtlichen Berichterstattung über den Arbeitsmarkt im Deutschen Reiche zu legen sein. Eine Statistik über die Bewegungen des Arbeitsmarkts im Reiche ist bisher nur von privater Seite aufgestellt worden, namentlich in dem Organ des Verbands deutscher Arbeitsnachweise „Der Arbeitsmarkt“, herausgegeben von Dr. Jaström. Die Statistik dieser Zeitschrift hat für die Übersicht über den Arbeitsmarkt besonders nutzbar gemacht: erstens das Verhältnis der offenen Stellen zu den bei den Arbeits-

nachweisen eingegangnen Stellengesuchen; zweitens die Veränderungen im Mitgliedsbestande der Krankenkassen; drittens die Summen der monatlich verkauften Beitragsmarken zur Invalidenversicherung. — In diesen Richtungen wird im wesentlichen sich auch die Reichsstatistik zu bewegen haben, jedoch unter erheblicher Verbesserung der bisher angewandten Methoden.

Die gegenwärtige Statistik der Arbeitsvermittlung — so wird dann weiter ausgeführt —, so verdienstvoll sie als Privatarbeit erscheine, sei anerkanntermaßen mit großen, ihren Wert sehr beeinträchtigenden Mängeln behaftet. Zunächst umfasse sie einen zu kleinen Teil der Arbeitsvermittlung, indem sie sich auf die dem Verband deutscher Arbeitsnachweise angehörenden Nachweistellen beschränke. Sodann würden die mitgeteilten Zahlen nicht nach übereinstimmenden Grundsätzen gewonnen; sie seien deshalb nicht vergleichbar und ließen auch die Gliederung nach den Bezirken vermissen. — Nach beiden Richtungen solle eine Besserung angestrebt werden. Erstens sollten sich die von Reichs wegen zu veröffentlichenden Zahlen nicht nur auf die Ergebnisse der dem Arbeitsnachweisverband angehörenden Nachweise beziehen, sondern auch die außerhalb von ihm stehenden größeren Arbeitsnachweise der Arbeitgeber und der Arbeiter, einschließlich der bedeutenden Nachweise für das kaufmännische Personal umfassen. . . . Zum Zweck der nötigen Verbesserung des Wertes des Zahlenmaterials, das bisher zur Verfügung gestanden habe, bedürfe es der Aufstellung und möglichst allgemeinen Durchführung einheitlicher Grundsätze für die Geschäftstatistik der einzelnen Nachweistellen. Der Verband deutscher Arbeitsnachweise habe zu diesem Zweck eine Kommission eingesetzt, die unter Zuziehung des Kaiserlichen Statistischen Amtes demnächst zur Aufstellung solcher Grundsätze gelangen werde. Sie würden auf der Grundlage von „Personalkarten“ aufgebaut und hoffentlich auch von den außerhalb des Verbands stehenden Arbeitsvermittlungsstellen angenommen werden. Damit würden der Vergleichbarkeit der zu veröffentlichenden Zahlen die Wege geebnet sein.

Gegen diese „Bemerkungen“ richteten sich die Angriffe der Presse. Sie laufen auf den unglaublichen Vorwurf hinaus, die Abteilung für Arbeiterstatistik vergreife sich bei der Herausgabe der neuen Zeitschrift an dem „geistigen Eigentum“ des Dr. Jastrow, indem sie sich „eingeständnermaßen“ dessen „Methode angeeignet“ habe.

Schon in der Sitzung des Beirats vom 22. Oktober glaubte ein Beiratsmitglied — der freisinnige Reichstagsabgeordnete Schmidt (Elberfeld) —, trotz des Wortlauts der „Bemerkungen“, den Hinweis nicht unterdrücken zu dürfen, daß ein Organ, das auf diesem Gebiete tätig sei, bereits existiere. Es sei das der „Arbeitsmarkt“ des Dr. Jastrow. Er habe die Auffassung, daß dieses Blatt, dessen Leiter große Verdienste auf diesem Gebiete besitze, durch Herausgabe einer gleichen Ziele verfolgenden Zeitschrift seitens des Reichs schwer geschädigt werden würde, und er richte daher die Anfrage an den Vorsitzenden, ob mit Dr. Jastrow eine „Auseinanderetzung“ stattgefunden habe. Er würde sich freuen, wenn der Vorsitzende sein „Wohlwollen für das Jastrowsche Blatt“ ausdrücken würde. Der Vorsitzende erwiderte darauf — immer nach der Drucksache Nr. 1 —, daß er die Verdienste des Herrn Dr. Jastrow durchaus anerkenne, daß er aber doch deshalb, nachdem der Reichstag die Übernahme der einschlägigen Aufgaben auf das Reich und die Herausgabe einer Zeitschrift beschlossen habe, unmöglich auf die Herausgabe eines amtlichen Blattes verzichten könne. Er glaube übrigens, daß eine Schädigung weder bei dem „Arbeitsmarkt“ noch bei der „Sozialen Praxis“, die in ähnlicher Lage sei, eintreten werde, die genannten Blätter würden im Gegenteil aus dem reichlichen amtlichen Material, das nunmehr beigebracht würde, „Stoff zur kritischen Verarbeitung“ schöpfen. Mit den Leitern beider Blätter habe übrigens eine mündliche Auseinandersetzung stattgefunden, und Herr Dr. Jastrow habe auf dem Verbandstag des Verbandes deutscher Arbeitsnachweise selbst die Resolution empfohlen, nach der der Verband das Kaiserliche Statistische Amt in seinen auf die Herstellung einer möglichst genauen und umfassenden Arbeitsmarktstatistik gerichteten Bestrebungen unterstützen solle. — Damit scheint im Beirat am 22. Oktober die Sache abgetan gewesen zu sein, und allseitig — u. a. auch von dem Abgeordneten Mollenbuhr — wurde das Erscheinen eines amtlichen Blattes

des besprochenen Inhalts ausdrücklich mit Genugthuung begrüßt und zur weiteren Prüfung des Plans eine Kommission bestellt.

Was haben nun demgegenüber die fortgesetzten Vorwürfe und Anzapfungen in der Presse zu bedeuten? Daß sie irgendwie der Sache dienen könnten, wird niemand glauben. Denn daran zweifelt eigentlich niemand — auch Dr. Jastrow, Schmidt, die Frankfurter und die Boffische Zeitung nicht —, daß die amtliche Arbeitsmarktstatistik mehr leisten wird als die Jastrowsche. Ja es fällt auch niemand ein, zu verlangen, daß das amtliche Blatt zu Gunsten des Jastrowschen auf die Arbeitsmarktstatistik verzichten solle, was natürlich auch der reine Widersinn wäre. Was sollen also die Klagen über Verletzung des geistigen Eigentums an der Arbeitsmarktstatistik? Welchen Interessen sollen sie dienen? Persönlichen Interessen des Dr. Jastrow? Es scheint kaum eine andre Antwort übrig zu bleiben. Aber was ist darunter zu verstehen?

Daß Dr. Jastrow die Übernahme der Arbeitsmarktstatistik durch das Kaiserliche Statistische Amt in gewissem Sinne mit gemischten Gefühlen betrachten kann, ist uns wohl begreiflich. Obgleich das Bewußtsein, daß die Sache — d. h. die Sammlung und Veröffentlichung der Tatsachen und Zahlen über den Arbeitsmarkt — jetzt besser daran ist, ihn mit Freude erfüllen könnte, so mag es immerhin schmerzlich für ihn sein, eine Sache, als deren hauptsächlichster Förderer er bisher erschien, andern besser befähigten Händen überlassen zu müssen. Auch wenn er, was wir annehmen möchten, seine verdienstvollen Versuche rein der Sache wegen, nicht auch als Mittel zum Erwerb fortgesetzt hat, kann man das verstehen. Aber wie aus einem solchen idealen persönlichen Interesse der Anspruch auf „geistiges Eigentum“ und die Klage über Verletzung des geistigen Eigentums an der Arbeiterstatistik begründet werden könnte, bleibt ganz unbegreiflich; rechtlich ebenso wie moralisch. Und auch wenn Dr. Jastrow an der selbständigen Beschaffung des Tatsachen- und Zahlenmaterials ein materielles Interesse hätte, was wir nach Lage der Sache kaum annehmen können, so bleibt dieselbe Unbegreiflichkeit bestehen, und zwar wieder rechtlich ebenso wie moralisch. Nicht einmal wenn die Übernahme der Beschaffung dieses Tatsachen- und Zahlenmaterials durch den Staat die Verleger oder Inhaber des „Arbeitsmarkts“ veranlassen sollte, das Blatt eingehn zu lassen, könnte im Ernst auch nur von einem moralischen Anspruch Jastrows auf Entschädigung durch den Staat die Rede sein, ohne daß sein „geistiges Eigentum“ an dem, was das Kaiserliche Statistische Amt jetzt zu leisten durch den Reichstag beauftragt ist, wirklich erwiesen wäre. Das ist aber nicht erwiesen, sondern das Gegenteil ist notorisch, wie gleich gezeigt werden wird. Aber auch das Weitererscheinen des „Arbeitsmarkts“ braucht durch die — von Jastrow selbst empfohlne — Verstaatlichung gar nicht gefährdet zu werden, wenn man nicht aus andern Gründen einen Vorwand dazu sucht. Zutreffend hat sich in der Beiratsitzung vom 22. Oktober der Vorsitzende darüber ausgesprochen. Es liegt ja auch auf der Hand, daß eine amtliche Zeitschrift in der Besprechung des Arbeitsmarkts ganz besonders zurückhaltend sein und die sozialpolitische und sozialwissenschaftliche ebenso wie die nationalökonomische Beurteilung und Erklärung der veröffentlichten statistischen Tatsachen in der Regel der privaten Forschung und der nichtamtlichen Presse überlassen muß. Schon deshalb, weil sie sonst gar nicht aus einem auf die Dauer unerträglichen Kriegszustande herauskommen würde. Es bleibt also neben der amtlichen Zeitschrift und auch neben der „Sozialen Praxis“ mit ihrem sehr weit ausgreifenden Programm für ein privates, oder wie man — nicht immer zutreffend — gern sagt: unabhängiges „Spezialorgan“ für den Arbeitsmarkt immer noch nicht nur Platz genug übrig, sondern unsers Erachtens sogar ein Bedürfnis bestehen.

Anmittelbar mit der Frage des „geistigen Eigentums“ Jastrows hat sich der Beirat in seiner Sitzung vom 13. Dezember beschäftigt (Drucksache Nr. 2), wobei namentlich auf einen Artikel der Frankfurter Zeitung vom 18. November Bezug genommen wurde, der gesagt hatte, es bestעה eine anerkanntermaßen brauchbare Arbeitsmarktstatistik, die von Dr. Jastrow auf Grund einer „von ihm selbst gefundenen

Methode“ aufgebaut sei. Diese Methode, das geistige Eigentum des Dr. Jastrow, habe sich das Kaiserliche Statistische Amt einfach angeeignet. Ein Beiratsmitglied, der Königlich sächsische Geheimrat Dr. Fischer, wies demgegenüber darauf hin, daß Dr. Jastrow selbst immer die großen Mängel seiner Statistik anerkannt habe. Ebenso habe er anerkannt, daß er die Anregung zu seiner Statistik den bekannten Berliner Herren Professor Girschberg und Dr. Freund verdanke. Außerdem sei schon von Professor Bleicher 1897 im städtestatistischen Jahrbuch die Bewegung der Mitgliederzahlen der Krankenkassen für alle deutschen Städte mit mehr als 50 000 Einwohnern zusammengestellt worden. Auch bei der Statistik Jastrows handle es sich allein um die Zusammenstellung der gewöhnlichen Relativzahlen der Angebote und Nachfragen bei den Arbeitsnachweisen, Zahlen, die seit langem von den Arbeitsnachweisen berechnet würden. Aber abgesehen davon, ob Dr. Jastrow eine eigne Methode erfunden habe oder nicht, sei die ganze Auffassung grundverkehrt, daß er in der betreffenden Methode ein geistiges Eigentum in dem Sinne habe, daß niemand ähnliche Zusammenstellungen machen dürfe, als er. Wo käme unsre ganze Sozialpolitik hin, wenn jeder, der irgend einen neuen Gedanken auf diesem Gebiete gehabt habe, beanpruche, daß dieser sein Alleineigentum sei und von ihm allein benutzt werden dürfe. — Der Vertreter Württembergs im Beirat, Präsident von Schider, erklärte eine Aussprache des Beirats für unbedingt nötig, weil der Vorwurf des „literarischen Diebstahls“ erhoben werde. Da müsse der Beirat prüfen, ob er sich tatsächlich eines solchen Diebstahls mitschuldig mache, und diese Prüfung der Öffentlichkeit übergeben. Der Vorwurf müsse energisch zurückgewiesen werden. Wenn — was er nicht annehme — Dr. Jastrow den Artikel in der Frankfurter Zeitung selbst geschrieben habe, so sei er mit sich selbst in offenen Widerspruch getreten, da er für die Krankenkassenstatistik und die Invalidenmarkenstatistik jederzeit die geistige Vaterchaft anderer anerkannt habe. Was aber die Arbeitsnachweisstatistik betreffe, so wirke es auf ihn fast komisch, wenn hier von einer besondern Jastrowschen Methode gesprochen würde. Daß Jastrow, um die Bewegungen des Arbeitsmarktes zu messen, die Zahlen der Arbeitsnachweise benutze, sei selbstverständlich, und ebenso sei die Darstellung des Prozentverhältnisses von Arbeitsangebot und Arbeitsnachfrage keine besondere Erfindung. Er freue sich, daß die Frage hier zur Sprache gebracht worden sei; denn die Öffentlichkeit und auch die Frankfurter Zeitung sollten wissen, daß die Vorwürfe im Beirat geprüft und unbegründet gefunden worden seien. — Wer die Sache noch genauer kennen lernen will, der mag die „Druckfache Nr. 2“ selbst nachlesen. Das hier Mitgeteilte zeigt, daß die Absurdität eines Jastrowschen Anspruchs auf das „geistige Eigentum an der Arbeitsmarktstatistik“ in der Tat als notorisch zu behandeln ist.

Leider halten wir bei der Lage unsrer Preisverhältnisse trotzdem eine offene Zurücknahme der Vorwürfe — auch von der Frankfurter und der Bossischen Zeitung — für ausgeschlossen. Dr. Jastrow soll nun einmal zum Märtyrer gekrönt werden, er soll als praktisch und wissenschaftlich überaus hochverdienter Mann erscheinen, dem die Behörde widerrechtlich nicht nur jede Anerkennung versage, sondern den sie auch in seiner materiellen Existenz untergrabe. So albern die Behauptung ist, sie wird vom freisinnigen und jüdischen Berlin gewünscht und geglaubt, weil Jastrow freisinnig und Jude ist. Deshalb wird wohl auch munter weiter genörgelt werden. Die Zeitungsredaktionen stehn darin einer vis major gegenüber. Wenn der Hauptleidtragende schließlich Dr. Jastrow selbst bleiben sollte, darf er sich nicht beklagen.

Das ist die neue Affaire Jastrows oder der Streit um das geistige Eigentum an der Arbeitsmarktstatistik. Man sollte manches daraus lernen, aber nichts mehr darüber reden. Die Sache ist zu töricht.